

Michael Lommel

Im Wartesaal der Möglichkeiten

Lebensvarianten in der Postmoderne

Herbert von Halem Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Michael Lommel

Im Wartesaal der Möglichkeiten.

Lebensvarianten in der Postmoderne

Köln: Halem, 2011

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung
und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch
Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
(inkl. Online-Netzwerken) gespeichert, verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

© 2011 by Herbert von Halem Verlag, Köln

ISBN 978-3-86962-035-0

Den Herbert von Halem Verlag erreichen Sie auch im
Internet unter <http://www.halem-verlag.de>
Email: info@halem-verlag.de

SATZ: Herbert von Halem Verlag

DRUCK: docupoint GmbH, Magdeburg

GESTALTUNG: Claudia Ott Grafischer Entwurf, Düsseldorf

Copyright Lexicon ©1992 by The Enschedé Font Foundry.

Lexicon® is a Registered Trademark of The Enschedé Font Foundry.

[...] und ich fragte mich, ob es nicht eine Existenz gäbe, die, ganz verschieden von der mir vertrauten, im Widerspruch zu ihr stehe, jedoch die wahre sei, bei deren Anblick ich jenes Zögern verspürte, mit dem die Steinmetzen, wenn sie das Jüngste Gericht beschreiben, die wiederaufgeweckten Toten auf der Schwelle des Jenseits abgebildet haben.
(Marcel Proust: Im Schatten junger Mädchenblüte)

Tatsächlich hatte ich das Gefühl, sagte Austerlitz, als enthalte der Wartesaal, in dessen Mitte ich wie ein Geblendeter stand, alle Stunden meiner Vergangenheit, all meine von jeher unterdrückten, ausgelöschten Ängste und Wünsche, als sei das schwarzweiße Rautenmuster der Steinplatten zu meinen Füßen das Feld für das Endspiel meines Lebens, als erstreckte es sich über die gesamte Ebene der Zeit.
(W. G. Sebald: Austerlitz)

Inhaltsverzeichnis

1.	EINLEITUNG	9
	Zufälle und Entscheidungen – virtuelle Biografien	
2.	KAIROS	15
2.1	Der geflügelte Gott	15
	Kronos und Kairos – <i>Wallenstein – Mein Großvater mütterlicherseits</i> – Kairos-Vertrauen	
2.2	Fotoserien	20
	Ein Berliner Ehepaar – <i>memento mori</i> – Fotografie und Gedächtnis – The Brown Sisters – Fotogenie – Kafka und Felice	
3.	DAS WIRKLICHE UND DAS MÖGLICHE	33
3.1	Seefahrer und Wanderer	33
	<i>Die Abenteuer und Irrfahrten des Gaviero Maqroll</i> – Erzählen und Navigieren – <i>The road not taken</i>	
3.2	Das Leben, ein Augenblick	41
	<i>One Moment</i> – »Rittlings über dem Grabe« – Lebensfilm	
4.	DIE VERZWEIGTE ZEIT	49
4.1	Bifurkationen	49
	<i>Der Garten der Pfade, die sich verzweigen</i> – Labyrinth – unendliche Bücher – Borges 2.0	

4.2	Inkompossibilitäten Das Paradox der kontingenten Zukünfte – Die Pyramide des Schicksals – Das Multiversum der Kunst	56
5.	DIE GLOBALISIERTE ZEIT	68
5.1	Subjektive und objektive Zeit Kino und Eisenbahn – Zeitinseln – Alles veloziferisch – gestaute Zeit	69
5.2	Die Multioptionsgesellschaft Rasender Stillstand – Vor dem Seifenregal – Das Leben als Update	74
6.	WINZIGE EREIGNISSE	85
6.1	Parallele Leben Die doppelte Veronika – Rauchen oder nicht rauchen? – Witek rennt – Der Schmetterlingseffekt – <i>Lola rennt</i>	85
6.2	Die erste Zitrone <i>Lemonade</i> – Causa Prima – Jack Lem(m)on in <i>Short Cuts</i>	101
7.	DIE ACHRONOLOGISCHE ZEIT	112
7.1	Im Labyrinth der Geister Das mysteriöse Dreieck – Hypothesen	112
7.2	Ein Bild ist nie allein Kristallbilder – Synapsen im Gehirnkino	119
8.	FAKT UND FIKTION	129
8.1	Mögliche Welten Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung – Possible Worlds	129
8.2	N = Napoleon Napoleons Geburt und Karriere – Der Zufall, dass Napoleon überlebt – Nachträgliche Kausalität – Adolf Hitler	133

9.	AUF DER BÜHNE DES LEBENS	148
9.1	Der Kaffeehauskellner	148
	Rolle und Existenz – Geworfenheit und Entwurf	
9.2	Biografie ohne Antoinette	152
	Die zweite Chance – Re-Starts – <i>Drei Mal Leben</i> – Freiheitsgrenzen	
10.	ZUSAMMENFASSUNG	164
11.	LITERATURVERZEICHNIS	169
12.	NAMENSINDEX	179
13.	VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN	183
14.	VERZEICHNIS DER GRAFIKEN	186

1. EINLEITUNG

Jeder hat sich schon einmal – und sicher nicht nur einmal – die Frage gestellt: Was wäre geschehen, was wäre aus mir geworden, wenn ich in bestimmten Situationen anders gehandelt hätte? Doch selten bekommen wir, wie es einer Figur in Max Frischs Theaterstück *Biografie: Ein Spiel* vergönnt ist, im Leben eine zweite Chance. Und wenn wir sie bekämen, wüssten wir sie dann überhaupt zu nutzen? Wer eine Chance hat, dem bietet sich eine günstige Gelegenheit, eine *Erfolgsaussicht*, die Option, etwas zu erreichen, wenn er oder sie nur das Richtige tut, also die Chance erkennt. Die Chance verweist, anders als der Zufall, der von außen ins Spiel kommt und oft als blind bezeichnet wird, auf eine innere Disposition, auf die Freiheit, die dem Handelnden zugerechnet wird. Der rechte Augenblick, der Kairos, wie die Griechen ihn nannten, ist allerdings schwer zu fassen. Und wie häufig liegt es gar nicht in unserer Macht, in unserer Verfügungsgewalt, dass dieses und nicht jenes eintrifft. Du hast keine Chance, aber nutze sie, lautet der Spontispruch, der zum geflügelten Wort wurde. Wie oft hatten wir keine wirkliche oder nur eine winzige Chance. Wir sprechen dann, mit einem immer noch ungeklärten Begriff, der irgendwo zwischen Physik und Metaphysik figuriert, vom Zufall. So banal, so unspektakulär das Gewand ist, in dem er aufzutreten pflegt, seine Folgen sind es keineswegs. Wenn der Zufall, wie die Brüder Grimm notierten, das ist, was sich unserer Absicht und Vorhersage entzieht, dann setzt sich unser Leben aus einer Reihe von Zufällen zusammen, die wir uns in Stimmungen wieder vor Augen führen, in denen wir Grund haben, an der Notwendigkeit und Bedeutung unseres Soseins zu zweifeln. Robert Musil hat in seinem am Ende des bürgerlichen Zeitalters entstandenen Roman *Der Mann ohne Eigenschaften*

zwischen dem Wirklichkeits- und dem Möglichkeitssinn unterschieden. Zufälle, genauso wie Entscheidungen, vernichten andere Lebensentwürfe und Lebensvarianten. Mein Flug nach Wien wurde gestrichen. Ich nehme stattdessen den Zug und lerne im Abteil die Frau kennen, die ich heiraten werde. Auf meine Stellenwerbungen kommt zuerst aus München die Zusage. Aus Berlin kommt die positive Nachricht zu spät; ich habe schon für München unterschrieben. Was wird aus dem unamourösen Flug nach Wien und aus der Berliner Stelle, die ein anderer besetzt? Werden sie einfach vergessen? Oder bleiben sie nicht vielmehr, je nach Temperament, als klare oder trübe Erinnerungsspur im Gedächtnis zurück? Versuchen wir nicht sogar, wenn der Zufall Regie führt oder wenn wir selbst zwischen A und B wählen müssen, gegen den Stachel des Faktischen zu löcken, indem wir dem Versäumten nachsinnen, uns ausmalen, was und wie unser anderes Ich sein könnte? Ob nun Zufälle oder Handlungen oder beides ineinander, unentwirrbar verschraubt, dafür verantwortlich sind, dass im Universum der Möglichkeiten die eine realisiert wird und die andere nicht: *Es gibt Erinnerungen an das Nicht-Geschehene*, das Ausgeschlossene und Verworfenene, den *unmarked space*, die unmarkierte Seite, wie die Systemtheorie sagt. Denn jede Entscheidung ist eine Unterscheidung. Vieles von dem, was wir nicht verwirklicht haben, stört unsere Lebenskreise nie mehr. Anderes begleitet uns ein Leben lang, sei es in glücklicher oder unglücklicher Hinsicht. Das sind die *virtuellen Biografien*, mit denen ich *Lebensvarianten im Wartesaal der Möglichkeiten* bezeichne.

Da der Begriff ›virtuell‹ inflationär gebraucht wird, scheint mir der Einschub einer kurzen Definition sinnvoll. ›Virtuell‹ stammt aus dem Französischen und bedeutet ›fähig zu wirken‹, ›möglich‹. Es ist aus dem mittellateinischen ›virtualis/virtualitas‹ für »dem Vermögen oder der Möglichkeit nach vorhanden« gebildet.¹ ›Virtuell‹ ist also ein Vermögen, eine Kraft, die nicht physisch vorhanden ist, aber dennoch Auswirkungen hat. ›Virtuell‹ wäre daher von Begriffen abzugrenzen, mit denen es vorschnell vermischt oder gleichgesetzt wird: fiktiv, fiktional, imaginär, potenziell, unreal – und nicht zu vergessen: möglich, von dem es abgeleitet, von dessen Wortbedeutung es sich aber gelöst hat. Nach Deleuze lautet der Gegenbegriff zu virtuell ›aktuell‹ und nicht etwa ›real‹. Und zwar deshalb, weil das Virtuelle durchaus reale Wirkungen, oder besser gesagt: Wirkungen in der Realität haben kann (der virtuelle Arbeitsspeicher des Computers beispielsweise entspricht dieser Definition, denn er ist inaktuell und trotzdem insofern real, als er tatsächlich dem Nutzer die ausgewiesene Kapazität zur

Verfügung stellt, das heißt elektronische Daten auch wirklich speichert). Damit dürfte auch deutlich sein, dass virtuelle Biografien, eben aufgrund ihrer Wirkungen in der Realität, *unserer* Lebensrealität, gleichsam ›mehr‹ als nur möglich sind.

Die Lebensvarianten, die Doppelgänger, die so wie wir und doch ganz anders sind, führen in unserer Vorstellungskraft ein Eigenleben. Zuweilen treten sie in Träumen auf, nicht nur in denen der Nacht, auch in den Träumereien des Tages, den *Rêverien*. Der Traum lockere die Individualität wie einen hohlen Zahn, sagt Walter Benjamin. Im Spielraum der Kunst, die ins Unbewusste hinabsteigt, den Traumstoff hervorholt und im Lichte der organisierenden Vernunft formt, können virtuelle Biografien aus der Möglichkeitsform erlöst werden. Denn die Kunst bezeugt, dass Nichtwirkliches, wenn auch nur zum Schein, möglich ist. Aber was heißt schon, dass Biografien ›nur‹ möglich sind oder *möglich gewesen wären*? Die Abwertung des Möglichkeitssinns zugunsten des Wirklichkeitssinns scheint kaum gerechtfertigt. Indem sie uns beeinflussen, uns zu denken und zu träumen geben, haben Lebensvarianten ihren Anteil am Wirklichen. Unser Realitätsbegriff und unsere Lebensbeschreibungen kranken daran, das Imaginäre auszublenden. Was wir unterlassen oder versäumen, die Aussprache mit den Eltern, die Beichte eines Seitensprungs, kann eine größere Macht auf unser Leben gewinnen als vieles von dem, was wir, vielleicht nachlässig und ohne groß darüber nachzugrübeln, getan haben. Parallelwelten regen zu Formenspielen an – in den Künsten, im Leben, im Umgang mit den Medien. Was wirklich geworden ist, *das ist jetzt nicht mehr*, so sehr seine Wirkungen in der Gegenwart auch anhalten mögen. Es ist nun Vergangenheit, also in gewissem Sinne virtuell. Beruht nicht jede Biografie auf dieser Transformation des Aktuellen ins Virtuelle? Und kann das Virtuelle nicht auch wieder aktuell werden, in die Gegenwart und sogar in die Zukunft hineinragen?

Virtuelle Biografien, in denen Ich ein anderer ist, wie schon Rimbaud wusste, entziehen sich allerdings einer klaren Definition. Ihre Erscheinungsformen sind vielmehr zwischen Gegensätzen ausgespannt: Erinnern und Vergessen, Zufall und Notwendigkeit, Chancen und fehlenden Chancen, Befreiung und Hemmung, Rollenspiel und Existenz, Lebenszeit und Weltzeit, chronologischer und achronologischer Zeit. Wenn wir über virtuelle Biografien verfügen, dann folgt daraus, dass wir in mehreren Welten vorkommen, was immer deren Realitätsgehalt auch sein mag, dass wir also in Parallelwelten, im *Multiversum* leben. Soziologische, psychologische und historische Faktoren werden dabei zu berücksichtigen

sein. Und der Beitrag der Philosophie, deren drei Grundfragen nach Kant auf die Frage zulaufen, was der Mensch sei, darf nicht vernachlässigt werden. Dieses Buch lässt Philosophen – Aristoteles, Leibniz, Heidegger, Sartre, Deleuze – ausführlich zu Wort kommen. Der Schwerpunkt liegt jedoch auf künstlerischen Darstellungen aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, einer Epoche, für die sich die Bezeichnung ›Postmoderne‹ anbietet. Dieses Buch versammelt Reflexionsformen postmoderner Kunstwerke. Es bringt Beispiele aus Literatur, Theater, Fotografie und Film, die mit alternativen Lebensgeschichten, Variationen und Parallelwelten spielen, miteinander in Kontakt. Ein Buch schreibt man niemals allein, hat Borges einmal gesagt. Man zitiert, schreibt Texte anderer Autoren fort, die sich mit Problemen befasst haben, die einen gerade interessieren. Aus der Liste der Anregungen und Vorarbeiten, die im Anmerkungsapparat jedes Kapitels und im Literaturverzeichnis am Ende nachgewiesen sind, hebe ich zwei Autoren hervor, denen meine Untersuchung besonders viel verdankt. Zunächst ist Gilles Deleuze zu nennen, der so insistent wie kaum ein anderer Philosoph über Virtualität nachgedacht hat, zum zweiten der Kulturwissenschaftler Joseph Vogl, nicht zufällig ein Deleuze-Kenner und -Übersetzer, dessen Arbeiten über mögliche Welten den *basso continuo* dieser Studie bilden. Das *Zaudern*, dessen Nähe zu meinem Thema evident ist, werde ich nur punktuell aufgreifen. Vogl hat in seiner Studie dazu bereits Grundlegendes ausgeführt.²

Lebensvarianten, die uns in den Künsten vorgestellt werden, und biografische Inszenierungen, die uns die Medien offerieren, faszinieren uns nicht zuletzt deshalb, weil es uns selbst so schwer fällt, unser Leben und unsere Persönlichkeit aus eigenem Antrieb zu ändern. Jeder Mensch, hat Max Frisch einmal gesagt, erfinde seine Lebensgeschichte(n). Nur halte er sie, im Gegensatz zum Schriftsteller, für sein Leben. Weshalb jedoch ist hier von virtuellen *Biografien* die Rede und nicht von virtuellen Lebensläufen oder einfach: *Leben*? Ursprünglich heißt Biografie ›schriftliche Lebensbeschreibung‹. Das Wort ist aus griechisch *bios* (Leben) und *graphein* (schreiben) zusammengesetzt. Die Antwort lautet daher: Es geht in diesem Buch nicht um das Leben selbst, das Leben an sich, das in seiner unmittelbaren Präsenz gar nicht fassbar wäre – eine biologische Gegebenheit, die jeder Individualität entbehrt. Selbst für die je eigene, subjektive Vergegenwärtigung des Lebens, das eine Geschichte hat, das sich in der Zeit erstreckt, bedarf es der Vermittlung, der Beschreibung, der Konstruktion und Rekonstruktion. Jede Vor-Stellung des Lebens ist schon eine *Graphie*. Ohne *Graphie* könnte über das Leben, dessen genetischer Code freilich auch schon eine

Art Schrift darstellt, gar nichts ausgesagt und erzählt werden. So schreiben wir selbst schon im Gehirn unsere Biografie stets um und wieder neu, verändern mit jedem Erinnerungsprozess die Engramme, die unser Gedächtnis ausmachen. Frühere Erinnerungen werden bei jeder Wiedererinnerung umgeschrieben, in neue Kontexte eingebettet.³ Und was könnte unser Leben, unsere Bio-Grafie, anderes sein als eben diese Erinnerungsspur, die nicht im Gehirn allein, sondern ebenso in den Körper eingeschrieben ist? Erst recht bedarf es der Einschreibung und Rekonstruktion, wenn wir uns nicht das eigene, sondern das Leben anderer vorstellen – oder es gar nacherzählen. Ist die Autobiografie, die zwischen gegenwärtigem und vergangenem Ich zu vermitteln hat, schon ein paradoxes Unternehmen,⁴ so stößt noch mehr die Biografie, die Einfühlung in ein anderes Leben, an Grenzen. Jede Biografie ist eine Anmaßung, denn niemand kann in den Kopf eines anderen hineinsehen. Kein Leben lässt sich intelligibel machen, auch dann nicht, wenn man, wie Sartre über Flaubert, tausende Seiten zu Papier bringt. Die Flut der Biografien, die Jahr für Jahr erscheinen, kann nicht darüber hinweg täuschen, dass jedes Mal ein Leben interpretiert wird. Keine Rekonstruktion kommt ohne Konjekturen aus. Über Napoleon, so der Napoleon-Biograf Volker Ullrich,⁵ scheint man immer weniger zu wissen, je mehr Bücher über ihn geschrieben werden, und bislang sind es schon mehr als 80 000. Die Beliebtheit des Genres verweist jedoch auf ein Massenbedürfnis, das Leben bedeutender und vermeintlich bedeutender Persönlichkeiten kennen zu lernen, im fremden das eigene Leben zu spiegeln.

»Sie suchte keine neue Identität, sondern die eigene, davon aber mehrere. Ein paralleles Leben neben dem ihren, in welchem sie, eine Studentin, in Paris lebte, und ihrem Leben zu Hause sowie den vielen anderen möglichen Leben, die noch auf sie warteten.«⁶ So beginnt Alexander Kluges Geschichte *Tür an Tür mit einem anderen Leben*. Die Studentin, von der es ausdrücklich heißt, sie sei keine Hochstaplerin, begibt sich in ein nobles Pariser Hotel, merkt sich die Zimmernummer einer jungen Frau ihres Alters und lässt sich im Wellness-Center verwöhnen. Sie leiht sich für ein paar Stunden eine andere Identität aus, bahnt sich »in ihren Phantasien für vier Stunden einen Weg in ein paralleles Leben«, bevor sie schließlich am Abend das Grandhotel wieder verlässt. Es genügt ihr, sich einfach nur vorzustellen, was aus der Verwechslung hätte folgen können: »sie wäre in ein neues Leben ›wie in einen Hafen‹ eingefahren.«⁷

Auf engstem Raum sind in Kluges Prosaskizze die Gesichtspunkte versammelt, um die es in diesem Buch geht. Mit der Vorstellung anderer,

neben dem eigenen Leben ebenso möglicher Leben sind keine Identitätswechsel und keine Seelenwanderungen gemeint, sondern Erweiterungen oder Vervielfachungen der Identität mit den Mitteln der Einbildungskraft. Die Bedeutung des Zufalls zeigt sich darin, dass sich die Studentin diese eine Zimmernummer und dieses besondere Leben wie eine Maske ausleiht. Das Verwandlungs- und Rollenspiel, das sie betreibt, erinnert an eine Theaterszene. Am Anfang könnte eine Verwechslung stehen, die weitere Zufallsketten auslöst, etwa dann, wenn in dem Grandhotel gerade ein Geschäftsmann »eine Beute sucht«⁸, während die Studentin seinen Weg kreuzt. In Kluges Geschichte werden biografische Varianten aufgefächert, die zu der Frage führen, wie parallele Leben in ein und derselben Welt miteinander vereinbar sind. Lebensvarianten belagern die aktuelle Biografie, das gelebte und zu lebende Leben im Wartesaal der Möglichkeiten.

Anmerkungen

- 1 MÜNKER, STEFAN: Virtualität. In: ROESLER, ALEXANDER; BERND STIEGLER: *Grundbegriffe der Medientheorie*. Paderborn 2005, S. 244–250.
- 2 VOGL, JOSEPH: *Über das Zaudern*. Zürich, Berlin 2007.
- 3 Diese ältere Einsicht der kulturwissenschaftlichen und psychologischen Gedächtnisforschung wird von der Hirnforschung bestätigt. Siehe etwa SINGER, WOLF: Wahrnehmen, Erinnern, Vergessen. Über Nutzen und Vorteil der Hirnforschung für die Geschichtswissenschaft. In: ders.: *Der Beobachter im Gehirn. Essays zur Hirnforschung*. Frankfurt/M. 2002, S. 77–86, bes. S. 84. Ebenso ROTH, GERHARD: *Das Gehirn und seine Wirklichkeit. Kognitive Neurobiologie und ihre philosophischen Konsequenzen*. Frankfurt/M. 1997, bes. S. 251.
- 4 Lejeune hat diese Paradoxie als autobiografischen Pakt bezeichnet. Vgl. LEJEUNE, PHILIPPE: *Der autobiographische Pakt*. Neuauf. Frankfurt/M. 2008.
- 5 ULLRICH, VOLKER: *Napoleon*. Reinbek b. Hamburg 2006, S. 7.
- 6 KLUGE, ALEXANDER: *Tür an Tür mit einem anderen Leben. 350 neue Geschichten*, Frankfurt/M. 2006, S. 51f.
- 7 Ebd.
- 8 Ebd.